

Perspektiven für eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie

Vorderer, Peter

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Vorderer, P. (1987). Perspektiven für eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie. In P. Vorderer, & N. Groeben (Hrsg.), *Textanalyse als Kognitionskritik? Möglichkeiten und Grenzen ideologiekritischer Inhaltsanalyse* (S. 226-254). Tübingen: Narr. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-15667>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

PERSPEKTIVEN FÜR EINE IDEOLOGIEKRITISCHE KONZEPTION VON WISSENSPSYCHOLOGIE

0. Problemstellung:

Als gemeinsamer Ausgangs- und Bezugspunkt der in diesem Band zusammengestellten Arbeiten von Günther, Sowarka, Sommer & Vorderer sowie Marlange & Vorderer dienen die drei Begriffe *Text-* bzw. *Inhaltsanalyse*, *Ideologiekritik* und *Kognition* bzw. *Wissen*. In jedem dieser Beiträge wurden inhaltsanalytische Methoden zur ideologiekritischen Beschreibung spezifischer (in irgendeiner Form ideologischer) Kognitionen oder Wissensinhalte eingesetzt bzw. vorgestellt.

Zum Abschluß dieses Bandes sollen deshalb noch einmal diese drei Begriffe (und die damit gemeinten Konzepte) aufgegriffen werden, um sie auch für eine ideologiekritische Ausrichtung der *Wissenspsychologie* nutzbar zu machen.

Dafür lassen sich m. E. drei Aspekte aus den genannten Konzepten ableiten, die ich als konstitutiv für eine derartige Wissenspsychologie ansetze: 1. Den sich aus dem Untersuchungsgegenstand von Textanalysen ergebenden *Inhaltsaspekt*, d.h. die Frage nach dem Gegenstand einer derartigen Wissenspsychologie. 2. Die in Zusammenhang mit diesem Gegenstand (Wissen, Kognitionen) stehende Frage nach dessen Bedingtheit und Folgen, d.h. dem *Genese-* und *Wirkungsaspekt*. Und schließlich 3. den aus der Intention von Ideologiekritik resultierenden *Bewertungsaspekt*, d.h. die Möglichkeit präskriptiver Aussagen über derartige Kognitionen oder Wissensinhalte. Eine in dieser Art an den Aspekten Inhalt, Genese und Wirkung sowie Bewertung orientierte Wissenspsychologie will ich im folgenden kontrastiv der derzeit aktuellen Konzeption von Wissenspsychologie gegenüberstellen, die ich als formalistisch, funktionalistisch und deskriptivistisch kritisieren werde.

Die Argumentation setzt dabei zunächst an einer Skizzierung aktueller wissenspsychologischer Forschungsschwerpunkte an (1.), die dem thesenhaften Charakter des vorliegenden Beitrags entsprechend relativ grob ausfallen muß. Dabei werden insbesondere die fehlenden Konzeptualisierungen externer (antezedenter und sukzedenter) Faktoren von Wissen angesprochen. In dieser Hinsicht kann m.E. die *Wissenssoziologie* bedingt eine Vorbildfunktion erfüllen, weshalb (unter 2.) deren zentrale Konzepte (wiederum nur sehr

grob) umrissen werden. Im Anschluß daran werden die Grenzen dieser Vorbildfunktion (unter 3.) expliziert, in deren Folge ich eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie skizzieren will. Die von mir konstatierte Überlegenheit der vorgeschlagenen Wissenspsychologie wird abschließend (unter 4.) anhand des Anwendungsbeispiels ‚Rezeption und Wirkung literarischer Texte‘ demonstriert, womit gleichzeitig die Einsatzmöglichkeiten von Text- bzw. Inhaltsanalysen in dieser Domäne verdeutlicht werden.

1. Zum aktuellen Stand der Wissenspsychologie

1.1. *Darstellung*

Ausgehend von den jüngeren Veröffentlichungen im Bereich der sich gerade erst entwickelnden Wissenspsychologie (beispielsweise Aebli 1981; Anderson 1983; Kluwe & Spada 1981; Mandl & Spada 1984; 1986; Norman 1981; Tergan 1986) läßt sich diese Disziplin derzeit als Wissenschaft über den Erwerb, die Repräsentation, den Abruf, die Anwendung und die Veränderung von Wissen beim Menschen beschreiben. Neben der (bislang wohl dominierenden) Frage, wie Wissen überhaupt kognitiv abgebildet wird, geht es also in erster Linie darum, wie der einzelne ein bestimmtes Wissen erwirbt, wie er dieses Wissen in der Folge speichern, aktivieren, abrufen und schließlich auch wieder verändern kann.

Die in dieser Richtung arbeitenden Wissenspsychologen verstehen sich selbst in der Tradition der klassischen deutschsprachigen Gedächtnis-, Denk- und Problemlösepsychologie (beispielsweise Ebbinghaus 1885; Selz 1913; Köhler 1929; Duncker 1935; Wertheimer 1945). Diese hat in jüngerer Zeit, d.h. vor allem durch die Kritik am Behaviorismus und die immer weitere Verbreitung des Computers als Forschungsinstrument, in der Forschung zur Künstlichen Intelligenz ihre bislang modernste Variante gefunden. Insbesondere die in den letzten ca. 15 Jahren publizierten Arbeiten, die sich von der Verarbeitung sinnfreien Materials als Untersuchungsobjekt zur Analyse komplexer, realitätsnäherer Wissensseinheiten hinentwickelt haben und die – unter Berücksichtigung auch motivationaler Faktoren – unterschiedliche Modelle der Wissensrepräsentation explizieren konnten (beispielsweise Anderson & Bower 1973; Norman & Rumelhart 1975), gelten als wegweisend für die angezielte Forschungsentwicklung auch in der Bundesrepublik.

Dabei spielte vor allem auch die Entwicklung von relativ statischen Modellen der Wissensrepräsentation zur Modellierung aktiver und dynamischer Wissensstrukturen eine besondere Rolle, wodurch heute mögliche Wissensadaptationen und -umstrukturierungen konstitutiv in die theoretischen Modellierungen miteinbezogen werden können (vgl. Mandl & Spada 1984).

So lassen sich gegenwärtig mit Tergan (1986) drei Grundtypen von Wissens-Repräsentationstypen ausmachen: Dies sind zum einen sogenannte Semantische Raummodelle, die insbesondere an der Abbildung semantischer Bedeutungen deklarativen Wissens orientiert sind und deren prominenteste Theorien die Netzwerk- und Schematheorien sowie der Psychometrische Ansatz darstellen. Zum zweiten handelt es sich um sogenannte Produktionssysteme, die stärker das prozedurale Wissen akzentuieren, welches sie in ‚Bedingungs-Aktions-Einheiten‘ abzubilden suchen. Und es sind schließlich 3. die sogenannten Analogen Repräsentationssysteme, nach denen die Wissensspeicherung analog den Merkmalen der repräsentierten Objekte (Gegenstände, Sachverhalte etc.) in Form etwa mentaler Modelle erfolgt.

Die Bedeutung, die diesen Repräsentationsmodellen zukommt, gründet sich in erster Linie auf der basalen Annahme, daß jedes gedächtnismäßig repräsentierte Wissen auch strukturiertes Wissen ist (‚Wissen hat Struktur‘) und damit die entsprechende Repräsentationsform eine entscheidende Bedingung für die Informationsverarbeitung darstellt.

Neben diesen Modellen der Wissensrepräsentation bemüht sich die gegenwärtige Wissenspsychologie darüber hinaus aber auch um ‚Wissen im Prozeß‘, d.h. vor allem um Prozesse des Erwerbs (vgl. beispielsweise Anderson et al. 1981), der Anwendung (vgl. beispielsweise Dörner 1976) und Veränderung von Wissen (vgl. beispielsweise Anderson 1983).

Mit dieser Aufgabenorientierung einher geht eine enge interdisziplinäre Verschränkung vor allem mit der Informatik, und zwar sowohl auf theoretischer, methodischer sowie anwendungsbezogener Ebene:

Theoretisch manifestiert sich diese insbesondere in der Annahme vom Menschen als einem ‚informationsverarbeitenden System‘, d.h. einem Subjektmodell, das in Analogie zum Gegenstand der Informatik – also zu sogenannten ‚leistungsfähigen Systemen‘ – konzipiert wurde. Wie weit diese Analogie auch in der sprachlichen Ausformulierung des Subjektmodells reicht, verdeutlicht die Darstellung bei Hoppe-Graff: „Informationen (...) stellen den ‚Input‘ für das ‚kognitive System‘ dar, der eingespeichert (encodiert) wird. (...) Typischerweise sind Informationen nicht folgenlos für das Verhalten und Handeln des Menschen, sie haben ‚output‘-Konsequenzen“ (1984, 15). Damit wird

deutlich, daß Personen nicht in erster Linie unter dem Aspekt ihrer Reflexivität oder Intentionalität betrachtet werden (wie etwa in handlungstheoretischen Ansätzen, vgl. beispielsweise Werbik 1978; Groeben 1986), sondern vielmehr hinsichtlich ihrer Kompetenz zur Transformation von Input- in Outputdaten, die analog zur Leistungsfähigkeit des Computers gedacht wird.

Auf methodischer Ebene bedeutet diese Interdisziplinarität die Anwendung und Nutzbarmachung computerunterstützter Simulationsmodelle zur Abbildung von Wissensprozessen, welche allerdings zum größten Teil erst noch zu entwickeln sind. „Dem jeweiligen Computerprogramm ist dabei zu entnehmen, welche Informationen als Wissensbasis und welche als Prozeduren (...) anzusehen sind (...). Der Erfolg einer Simulation gibt Hinweise auf die psychologische Bedeutsamkeit der Modellannahmen“ (Tergan 1986, 5).

Zur Erhebung dieser prozeduralen Anteile erscheinen den Wissenspsychologen vor allem „experimentelle On-line-Situationen“ vielversprechend, „in denen Prozesse der Informationsaufnahme, des Wissenserwerbs und der Wissensanwendung relativ frei ablaufen können, da die Personen Zugriff auf eine Informationsbasis haben und/oder ein Simulationssystem durch Manipulation von Parametern verändern (...)“ (Mandl & Spada 1984, 35).

Bei der Frage potentieller Anwendungsfelder schließlich lassen sich die einzelnen disziplinspezifischen Anteile dieser so zusammengewachsenen ‚Cognitive Science‘ kaum mehr differenzieren: die ‚optimale Mensch-Computer-Interaktion‘ im Sinne einer „effizienten und sinnvollen Wissensvermittlung“ (Mandl & Spada 1984, 3) steht dabei im Mittelpunkt, wobei „vor allem die gesellschaftliche Relevanz der Aufgaben und Themen“ (o.c., 37) die genannte interdisziplinäre Zusammenarbeit mit der Informatik „geboten erscheinen“ (l.c.) läßt.

Als Aufgabenbereiche dieser Wissenspsychologie können somit neben der Frage nach dem oder den adäquaten, d.h. ‚validen‘ Modell(en) der Wissensrepräsentation vor allem die Grundlagenforschung zu Fragen des Wissenserwerbs, des Wissensabrufs und der Wissensveränderung, die Entwicklung der genannten Computer-Simulationsmodelle sowie neuartiger Datenerhebungs- und -auswertungsverfahren und die Eröffnung zusätzlicher Anwendungsfelder im Bereich der Wissensvermittlung mit Hilfe künstlicher Systeme identifiziert werden (vgl. Mandl & Spada 1984, 38ff.).

1.2. Kritik an der aktuellen Wissenspsychologie

In dieser Konzeption von Wissenspsychologie werden m.E. schon auf theoretischer Ebene mehrere zentrale Reduktionismen deutlich, die sich zunächst vom eingangs formulierten *Inhaltsaspekt* aus angehen lassen. Mit dem Inhaltsaspekt ist ja zunächst einmal nur die Gegenstandskonzeption, d.h. die Modellvorstellung von Wissen im Rahmen der gegenwärtigen Wissenspsychologie, gemeint. Und diese – beispielsweise bei Mandl & Spada (1984) erkennbare – Vorstellung erscheint mir bereits vor dem Hintergrund eines alltagspsychologischen Vorverständnisses über Wissen als zumindest unzulässig verkürzt auf das, was man vielleicht als ‚mikropsychologische Perspektive‘ bezeichnen könnte. Und zwar insofern, als sich die derzeitige Wissenspsychologie vorwiegend auf Prozesse innerhalb der Kognitionsstruktur des ‚Systems Mensch‘ bezieht und damit Fragen nach der Funktion, dem Ziel, allgemein der Einbettung von Wissen in und für menschliche Intentionen und Handlungen weitgehend außer Acht läßt. Wissen interessiert nicht als Teil eines (zumindest zum Teil) bewußt handlungsfähigen Subjekts, das damit unter Umständen seine soziale und/oder psychische Situation stabilisieren oder verändern will (und kann), sondern Wissen erscheint als ein ‚Ding an sich‘, losgelöst vom Subjekt und seinen Zielen. Diese Orientierung wird m.E. schon daran sichtbar, daß als Forschungsgegenstand zumeist nicht ein bereits ‚vorhandenes‘ Wissen beobachtet wird, sondern daß die zu untersuchenden Wissensinhalte erst künstlich geschaffen werden müssen (vgl. beispielsweise bei Spada et al. 1983). Damit wird der subjektiv relevante funktionale Zusammenhang, in dem Wissen (für den Wissenden) steht, ignoriert.

Derartige – ihren Gegenstand aus seinen für den Menschen bedeutsamen Zusammenhängen nehmende – Beschreibungen respektive Denkhaltungen wurden vor allem in der marxistischen Theoriegeschichte als ‚Verdinglichung‘ bzw. ‚verdinglichtes Bewußtsein‘ oder ‚verdinglichtes Denken‘ beschrieben (vgl. Lukács 1968; siehe auch den Beitrag von Sommer & Vorderer in diesem Band). Ich würde diese Konzeption insofern als *formalistisch* bezeichnen wollen, als es ihr nicht um ein spezifisches *Wissen für* jemanden geht, sondern lediglich rein formal um *Wissen an sich*. Das heißt: Die Rolle, die dieses Wissen für menschliche Reflexionen und/oder Intentionen spielt, bleibt insofern unberücksichtigt, als die unterschiedlichen Repräsentationsmodelle von Wissen unabhängig von den Wissensinhalten und unabhängig von deren Bedeutung für das ‚wissende Alltags-Subjekt‘ modelliert werden (vgl. Tergan 1986).

Diese vom Wissensinhalt unabhängig konzeptualisierte Vorstellung von Wissen hat u.a. auch Searle (z.B. 1987) kritisiert, der damit gleichzeitig aufzeigen konnte, daß die vermeintliche Analogie von menschlicher und elektronischer Informationsverarbeitung (s.u.) letztlich nur dadurch denkbar ist, daß Syntaktik und Semantik fälschlicherweise gleichgesetzt werden:

„Es gehört mehr dazu, einen Geist zu haben, als formale oder syntaktische Prozesse zu durchlaufen. Unsere Geisteszustände haben kraft Definition verschiedene Inhalte. Wenn ich an Kansas City denke oder wenn ich wünsche, es wäre noch ein kaltes Bier für mich da, oder wenn ich mir überlege, ob der Zinssatz gesenkt wird, dann hat mein Geisteszustand jedesmal zusätzlich zu seinen formalen Eigenschaften (welche auch immer das sein mögen), auch noch einen geistigen Gehalt. Das heißt: Selbst wenn meine Gedanken in mir als Symbolketten auftreten, so muß der Gedanke mehr sein als bloß eine abstrakte Folge, denn eine Folge kann aus eigener Kraft keine Bedeutung haben. Wenn meine Gedanken *von etwas handeln*, dann müssen die Folgen eine *Bedeutung* haben, dank derer die Gedanken von diesen Dingen handeln. In einem Wort: Der Geist hat mehr als nur eine Syntax, er hat eine Semantik“ (o.c., 30).

Damit eng verknüpft ist ein zweiter Ansatzpunkt der Kritik, der sich auf den von mir eingangs so genannten *Genese-* und *Wirkungsaspekt* bezieht. Gemeint ist die Modellvorstellung, innerhalb der das Wissen (als Gegenstand) aus dem ‚Geflecht‘ externer antezedenter und sukzedenter Beziehungen herausgenommen, d.h. künstlich isoliert wird. So werden beispielsweise bei der Frage nach den Bedingungen des Wissenserwerbs lediglich ‚wissensimmanente‘ Faktoren thematisch, also etwa „Vorerfahrungen und Hypothesen“ (Mandl & Spada 1984, 25); und dies, obwohl vor allem aus der Wissenssoziologie die Bedingtheit menschlichen Wissens von Faktoren außerhalb des menschlichen Bewußtseins bekannt ist (vgl. unten 2.) und die Wirkungen von Wissen (etwa auf das Verhalten bzw. Handeln) vor allem in den kognitiven Theorien der Sozialpsychologie seit geraumer Zeit einen breiten Raum einnehmen (vgl. im Überblick Wyer & Srull 1984).

Das heißt: Die gegenwärtige Wissenspsychologie ist auch in diesem Sinne als *formalistisch* zu bezeichnen, als sie sich um die Repräsentation eines vermeintlich ‚isolierten‘ Wissens bemüht, indem sie Genese und Wirkung, externe antezedente und sukzedente Bedingungen, außer Acht läßt und damit ihre Gegenstandskonzeption zwangsläufig verkürzt.

Neben diesen somit in verschiedener Hinsicht manifesten formalistischen Modellvorstellungen muß aber m.E. auch ein *funktionalistischer* Reduktionismus angesprochen werden: Dieser Reduktionismus-Vorwurf ergibt sich – und zielt damit über die Wissenspsychologie im engeren Sinne hinaus auf neuere Kon-

zepte der Informationsverarbeitung im allgemeinen — aus dem dabei implizierten Modell vom Menschen als einem informationsverarbeitenden System. Dabei ist zunächst einmal festzustellen, daß sich die derzeitige Wissenspsychologie — soweit erkennbar — nicht etwa auf neuere Entwicklungen im Bereich der Systemtheorie (wie beispielsweise die Konzeptualisierung sogenannter ‚autopoietischer Systeme‘) bezieht, sondern daß sie sich eher auf die Konzeption von ‚Input-Output-Systemen‘ stützt, also auf traditionelle, die Computer-Metapher favorisierende Vorstellungen. Während nun aber die angesprochenen neueren Entwicklungen innerhalb der Systemtheorie zu fruchtbaren Theorieentwürfen auch im Bereich der Sozialwissenschaften führen (vgl. beispielsweise Luhmann 1984; Maturana 1987; Schmidt 1987), bringen Adaptationen traditioneller ‚Input-Output-Modelle‘ in der Psychologie m.E. Implikationen mit sich, die die Gefahr eines funktionalistischen Menschenbildes heraufbeschwören. Es geht mir dabei um das Problem der Auflösung des Subjektbegriffs zugunsten eines bereits obsoleten Systembegriffs mit allen zwangsläufig daraus resultierenden Problemen, wie sie von Pfister (1987) treffend formuliert worden sind:

„(...) das zentrale Problem von Systemtheorien in der Psychologie“ besteht darin, „daß jede subjektive Entscheidung (...), jede persönliche Gesinnung, jedes Bekenntnis, jede zu verantwortende Tat als unpersönlicher Systemeffekt aufgefaßt werden kann, und daß sich persönliche Eigenart nur als selbstregulative Selektivität oder als systemtypische Herkunftstransformation niederschlägt. In einem solchen vielschichtigen systemischen Bedingungsgefüge bleibt kein Platz mehr für die Verantwortung und Freiheit, und das Subjekt hat sich als solches in biologischen, psychologischen und sozialen Systemzusammenhängen aufgelöst.“ (Pfister 1987, 224)

Bezogen auf die Ebene von systemtheoretisch rekonstruierten Wissensprozessen stellt sich entsprechend vor allem das sogenannte ‚Homunculus-Problem‘:

„Modelle der Informationsverarbeitung (...) formulieren die Wirksamkeit von Operationen, die so planvoll und zielgerichtet ablaufen, daß man nicht umhin kann, die Entscheidungen über Wahl und Abfolge der einzelnen Operationen, ihre Auslösung, Durchführung und Beendigung oder Wiederaufnahme einer Instanz zuzusprechen, die sich durch Intelligenz und Willen auszeichnet und innerhalb des Modells genau die Vorgänge steuert, die das Modell als ganzes beim normalen Sprachbenutzer erklären will. Die Vorstellung von einem hoch technisierten Schaltpult drängt sich auf, hinter dem nicht selten ein ‚Homunculus‘ zu sitzen scheint, der das alles koordiniert; wozu aber sind dann diese Schaltpulte notwendig, wenn es doch nicht ohne eine menschenähnliche Intelligenz, die man eigentlich erklären möchte, geht?“ (Aust 1983, 33)

Aber auch wenn man die durch das (klassisch) systemtheoretische Sprachspiel auftretenden Probleme für nicht so gravierend hält, ergibt sich doch zumindest die Notwendigkeit einer klaren begrifflichen Trennung von system- und handlungstheoretischen Aussagen. In dieser Absicht hat auch Herrmann (1982) auf die sprachliche Kontamination heterogener Modellvorstellungen hingewiesen und damit die Vermischung handlungs- und systemtheoretischer Sprachspiele kritisiert. Will man aber diese ‚System-Akteur-Kontamination‘ vermeiden, so ist es notwendig, sich zugunsten *eines* Modells zu entscheiden, wobei es m.E. auch darauf ankommt, diese Entscheidung sowohl in der theoretischen Konzeption wie auch in der sprachlichen Ausformulierung konsequent durchzuhalten.

Dabei erscheint es mir wenig vielversprechend, den gesamten Gegenstandsbereich der Psychologie gleichsam in das ‚Intentionale‘ und das ‚Widerfahrende‘ aufzuteilen und die beiden konkurrierenden Sprachspiele dann jeweils Gegenstands-Teilmengen der Psychologie zuzuordnen (wie das von Herrmann (1986) skizziert wird). Vielmehr will ich hier im Gegensatz zur aktuellen Konzeption von Wissenspsychologie die handlungstheoretische Perspektive präferieren. Denn gleich, auf welcher Ebene man ansetzt: Ob man das Subjekt als Teil eines komplexeren Systems oder die Informationsverarbeitung als System mit seinen einzelnen Bestandteilen betrachtet, in beiden Fällen werden durch die Vernachlässigung der Intentionalität des Subjekts die thematischen Wissensprozesse gleichsam *funktional* auf das System bezogen verstanden. Wo aber die Intention des Subjekts keine Rolle mehr spielt, da gibt es auch keine Veränderung im Sinne dieser Intention. Das heißt: Zumindest von der theoretischen Perspektive her ersetzt die Funktionalität und Effizienz des Systems die potentielle Wertorientierung und Wertrationalität des Subjekts. Und damit wird gleichzeitig der dritte von mir als zentral benannte Aspekt einer theoretischen Konzeptualisierung von Wissenspsychologie angesprochen, den ich als *Bewertungsaspekt* bezeichnet habe.

Mit der auf diesen Bewertungsaspekt bezogenen Argumentation möchte ich auf zwei unterschiedlichen Ebenen ansetzen: Zum einen auf der Ebene möglicher, aber beim gegenwärtigen Stand der Wissenspsychologie vernachlässigter bzw. ausgegrenzter Ideologiekritik qua Kognitionskritik. Zum anderen auf der partiell ideologischen Ausrichtung der Wissenspsychologie selbst.

Was die derzeit von der Wissenspsychologie nicht wahrgenommene Möglichkeit der Ideologiekritik betrifft, so nehme ich an, daß sich die in dieser Richtung arbeitenden Wissenschaftler in der Tradition des sogenannten Werturteilsfreiheits-Postulats verstehen.

Ausgehend von der Unterscheidung in Tatsachen und Werte wurde von Max Weber in ideologiekritischer Absicht die Forderung nach Trennung von Erfahrungswissen einerseits und Werturteilen andererseits in die Sozialwissenschaften eingebracht, wo sie nach wie vor vor allem durch die Vertreter des Kritischen Rationalismus aufrechterhalten werden (vgl. Albert 1968). Dabei geht es weder um metatheoretische Wertungen noch um Wertungen als Gegenstand der Sozialwissenschaft, sondern ausschließlich um Präskriptionen als objekttheoretische Aussagen einer (Sozial-)Wissenschaft (vgl. ausführlicher Groeben 1986, 415ff.).

Daß dieses Postulat in den Sozialwissenschaften weitgehend Anerkennung und Akzeptanz gefunden hat, wird heute nicht mehr bestritten. Was allerdings vor allem auch in jüngerer Zeit diskutiert wird, ist die Frage nach der Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit derartiger Wertungsabstinenz. Dabei spielt neben dem Argument, daß es Wissenschaftlern häufig schon rein psychologisch gar nicht möglich ist, ihre Untersuchungsgegenstände wertfrei zu beschreiben (vgl. Bandtstädter & Montada 1977; Groeben & Scheele 1977), insbesondere auch die Frage eine Rolle, ob die Sozialwissenschaften dadurch nicht hinter ihren Möglichkeiten rationaler, d.h. vor allem expliziter (beispielsweise anti-ideologischer) Kritik zurückbleiben.

Daß die Vertreter der gegenwärtigen Wissenspsychologie auf derartige Möglichkeiten der Kritik an beispielsweise ideologischen Kognitionsstrukturen, Wissensinhalten etc. verzichten, wurde aus der Darstellung derselben (unter 1.1.) bereits deutlich. Da es ihr alleine um die ausschließlich deskriptive Beschreibung ihres Gegenstands geht und sie dabei – wie die Beiträge in diesem Band verdeutlichen sollten – bestehende und sinnvolle Möglichkeiten der Präskription, d.h. vor allem der Kognitionskritik, außer Acht läßt, möchte ich schließlich den bereits explizierten Reduktionismusvorwürfen noch den des *Deskriptivismus* hinzufügen.

Darüber hinaus ist aber der Wissenspsychologie selbst der Vorwurf der Ideologiekritik zu machen, insofern sie nämlich auf eine notwendig explizite und damit kritisierbare Reflexion ihrer eigentlichen gesellschaftlichen Funktion verzichtet. Vielmehr versuchen die Wissenspsychologen mit der technologischen Perspektive einer Optimierung der ‚Mensch-Computer-Interaktion‘ diesem Forschungsbereich eine gesellschaftliche Relevanz zuzusprechen, ohne jedoch (zumindest auch) nach Sinn und Zweck, und das heißt vor allem nach unter Umständen unerwünschten Folgen dieser Entwicklung, zu fragen. So wäre m.E. zu erwarten, daß sie auch die kritischen Einwände gegenüber dieser gesellschaftlichen Entwicklung aufgreifen und konstruktiv zu bearbeiten suchen, wie etwa die Warnung vor der möglichen „Versklavung“ des Denkens

(und des Lebens) durch die Computer-Metapher (Weizenbaum 1977, 361). Statt aber auf solche Einwände und Vorbehalte einzugehen, begnügen sich die Wissenspsychologen damit, die Notwendigkeit der Entwicklung perfektionierter Mensch-Computer-Interaktionen zu unterstellen. Damit aber erscheint die Wissenschaft als der von ökonomischen Sachzwängen bestimmten Entwicklung gegenüber ohnmächtig; sie gibt ihren Anspruch auf eine kritisch-emanzipatorische Funktion zugunsten von zweckrationalem Kalkül (endgültig) auf und regrediert zum Handlanger einer Wirtschaftsentwicklung, deren Folgen schlicht außerhalb ihres Gegenstandsbereichs liegen und damit – so scheint es – getrost zu vernachlässigen sind.

Damit sollten die genannten Reduktionismusvorwürfe zumindest auf der Ebene der theoretischen Konzeption der aktuellen Wissenspsychologie deutlich geworden sein. Was die methodisch-methodologische Ebene betrifft, so soll ein Hinweis genügen: Es zeigt sich nämlich, daß die im Rahmen dieser Konzeption eingesetzten Methoden – von wenigen Ausnahmen wie etwa den Interview- und Struktur-Lege-Techniken (z.B. Feldmann 1979; Scheele & Groeben 1984) einmal abgesehen – einseitig auf das klassische ‚Beschreiben-Erklärens-Modell‘ ausgerichtet sind, d.h., daß der methodische Zugang zu meist ausschließlich über die Außenperspektive (des Wissenschaftlers) erfolgt. Damit wird aber m.E. zwangsläufig auf die adäquate Untersuchung solcher Phänomene verzichtet, die ein *Verstehen* (im Gegensatz zu einem ausschließlichen *Erklären*) notwendig machen. Ein Beispiel für einen solchen, für die Wissenspsychologie interessanten Gegenstandsbereich, der dadurch nicht oder nur unzureichend behandelt werden kann, stellen m.E. die (unter 4. eingehender thematisierten) literarischen Rezeptions- und Wirkungsprozesse dar. Derartige Kognitionen, Wissensbestände, subjektive Bedeutungen etc. erscheinen als zu komplex und individuell differenziert, als daß sie durch die Rekonstruktion ‚von außen‘, etwa im Rahmen computerunterstützter Simulationsmodelle oder experimenteller Designs, abgebildet werden könnten (vgl. ausführlicher unter 4.).

Damit läßt sich die gegenwärtige Wissenspsychologie unter den Aspekten Inhalt, Genese und Wirkung sowie Bewertung zusammenfassend als formalistisch, funktionalistisch und deskriptivistisch beschreiben, wobei sich der generelle Reduktionismusvorwurf nicht nur auf theoretischer, sondern auch auf methodisch-methodologischer Ebene begründen läßt.

Mir erscheint demgegenüber mit Groeben (1974) eine Konzeption von Wissenspsychologie in Parallelität zur Wissenssoziologie sinnvoll und brauchbar,

weshalb ich die zentralen Annahmen der – als Wissenschaft ja schon sehr viel älteren – Wissenssoziologie im folgenden kurz skizzieren will.

2. Wissenssoziologie als Heurismus für eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie

Als Beginn der Wissenssoziologie werden – von den in ähnliche Richtung zielenden Problemstellungen bei Marx (über Ideologie), Nietzsche (über falsches Bewußtsein) und Dilthey (Historismus) einmal abgesehen – gewöhnlich die Arbeiten von Scheler und Mannheim aus den zwanziger Jahren ange setzt. Während Scheler, bei dem der Terminus ‚Wissenssoziologie‘ zum ersten Male auftaucht, diese lediglich als Teil einer von ihm zu konzipierenden philosophischen Anthropologie brauchbar machen wollte, formulierte Mannheim (1929) eine systematische Wissenssoziologie, die sich nicht nur mit der gesellschaftlichen Bedingtheit der Erscheinungsweise, sondern auch mit der des Gehalts menschlichen Denkens beschäftigen sollte. In seiner Abgrenzung von der marxistischen Ideologiekritik, nach der es ihm weniger um die ‚Verhüllungsabsicht von Aussagen‘ als um die verschiedenen Bewußtseinsformen von Menschen in unterschiedlichen historisch-sozialen Kontexten ging, wurde er freilich – insbesondere von (neo-)marxistischer Seite – scharf attackiert. Meja & Stehr (1982) sprechen in diesem Zusammenhang von einem in der Nachfolge Mannheims stattfindenden sozialwissenschaftlichen ‚Streit um die Wissenssoziologie‘.

Den Kern der Mannheim’schen Wissenssoziologie bildet die These von der ‚Seinsverbundenheit‘ des Denkens, d.h. der Abhängigkeit allen Denkens von historisch-sozialen (Kontext-)Faktoren. Dies führte in der Diskussion zum Vorwurf des Relativismus, d.h. der Behauptung, daß somit letztlich auch ideologiekritische Aussagen und Bewertungen allgemein nicht mehr möglich seien.

Ohne auf die inhaltliche Diskussion an diesem Punkt näher einzugehen, läßt sich damit festhalten, daß im Zentrum der Wissenssoziologie seit Mannheim die Analyse der Bedingtheit menschlichen Bewußtseins von Faktoren steht, die *außerhalb* des Bewußtseins liegen.

Als entscheidend für die Weiterentwicklung der Wissenssoziologie kann in der Folge vor allem der (sich an Plessner, Gehlen, Durkheim, Weber und Mead orientierende) phänomenologische Ansatz von Schütz und seinen Schülern

Berger und Luckmann gelten (Schütz & Luckmann 1979; Berger & Luckmann 1980). Im Rahmen dieses Ansatzes wurde der Gegenstand der Wissenssoziologie dann auch von den Ideen einzelner auf das Alltagsdenken aller erweitert, d.h. für diese phänomenologisch orientierten Soziologen stand nicht mehr die Ideenlehre sondern das Alltagsdenken im Vordergrund: „Allerweltswissen, nicht ‚Ideen‘ gebührt das Hauptinteresse der Wissenssoziologie; denn dieses ‚Wissen‘ eben bildet die Bedeutungs- und Sinnstruktur, ohne die es keine menschliche Gesellschaft gäbe“ (Berger & Luckmann 1980, 16).

Nicht näher eingehen will ich hier auf Richtungen der Wissenssoziologie, wie sie vor allem in den USA und der Bundesrepublik entwickelt wurden, da die späteren Ansätze, etwa von Merton (1957) oder Parsons (1961) kaum über das bei Mannheim bereits Formulierte hinausgingen und der Ansatz von Topitsch (1966) sich wiederum auf die Ideologienanalyse im engeren Sinne beschränkte. Der system- und evolutionstheoretische Ansatz von Luhmann (1980) schließlich ist weniger unter gegenstandsspezifischen, denn unter theoretischen Aspekten innovativ und deshalb hier kaum von Interesse.

Damit kann man seit Berger & Luckmann als Gegenstand der Wissenssoziologie die (alltägliche) Reflexion, d.h. das Wissen, das Bewußtsein von Individuen über/von sich selbst und ihre(r) gesellschaftliche(n) Einbettung ansetzen; ein Wissen, das selbst wiederum von eben dieser gesellschaftlichen Einbettung bedingt und (mit-) determiniert ist.

Am klarsten wird diese gesellschaftliche Einbettung am Prozeß der Sozialisation deutlich, in der sich nach Berger & Luckmann die objektive Gesellschaftsstruktur dem Heranwachsenden „doppelt gefiltert“ (Berger & Luckmann 1980, 141) darstellt: zum einen durch die Perspektive seiner sozialen Verankerung (als Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Klasse, Schicht etc.), zum anderen „auch in der Färbung der Abneigungen seiner Eltern“ (l.c.), allgemein: durch die Einstellungen, Bedürfnisse, Interessen seiner ‚signifikanten anderen‘, mit denen er sich zunächst identifiziert, um sie schließlich zu internalisieren.

Bezogen auf die unter 1.2. explizierte Kritik wird somit deutlich, inwieweit die Wissenssoziologie – zumindest bis zu einem gewissen Grad – eine Vorbildfunktion für die Wissenspsychologie einnehmen kann: Im Gegensatz zur Wissenspsychologie begreift diese ihren Gegenstand weder isoliert vom Subjekt noch unabhängig vom Inhalt des Wissens, sondern gerade in seiner spezifischen Bedeutung für den einzelnen und die Gesellschaft. Dabei steht die ‚Seinsverbundenheit‘ des Wissens, also dessen Abhängigkeit von extern antezedenten (hier: sozialen) Bedingungen im Vordergrund. Das Subjekt erscheint gleichwohl nicht in passiver Abhängigkeit von diesen Bedingungen (etwa in Form funktionalistischer Systemnotwendigkeiten), sondern kann

sich auch und gerade, beispielsweise als ‚utopisches Bewußtsein‘, „mit dem es umgebenden ‚Sein‘ *nicht* in Deckung (...)“ befinden (Mannheim 1929/85, 169). Daß vor dem Hintergrund solcher übergeordneten wissenssoziologischen Modelle – wie etwa Ideologie versus Utopie – auch eine explizite Kritik an konkreten gesellschaftlichen Bedingungen oder an den durch diese mitbestimmten Wissensinhalten möglich und sinnvoll ist, dürfte unmittelbar einleuchten (siehe dazu auch den Beitrag von Groeben, in diesem Band). Zumindest von ihrem Potential her stellt also die Wissenssoziologie damit dem Formalismus, Funktionalismus und Deskriptivismus der gegenwärtigen Wissenspsychologie weitergehende Perspektiven entgegen, die m.E. von dieser auf potentielle Adaptierungsmöglichkeiten hin unbedingt zu prüfen sind.

Damit lassen sich m.E. folgende Forderungen an eine nicht-reduzierte, ideologiekritische Wissenspsychologie stellen:

- Sie sollte erlauben, ihren Gegenstand umfassender zu konstituieren, und zwar als das (jeweils inhalts- und personenspezifische) Gesamt von Vorstellungen einer Person über sich selbst und die Welt in seiner ganz spezifischen Bedeutung für die individuellen Intentionen, Handlungen etc. dieser Person.
- Sie sollte darüber hinaus vor allem auch die antezedenten und sukzedenten Bedingungen von Wissen zu berücksichtigen erlauben, wobei neben ‚wissensimmanenten‘ Faktoren, wie etwa Einstellungen, Hypothesen etc., insbesondere auch ‚äußere‘ Faktoren, wie etwa soziale Bedingungen, mit einzubeziehen wären.
- Sie sollte neben der Erklärung dieser Phänomene auch ein Verstehen derselben in ihre methodisch-methodologische Konzeption mit einbeziehen, um damit auch komplexere und interindividuell differenzierte Phänomene abbilden zu können.
- Sie sollte weiterhin über die bloße Abbildung bestehender Zusammenhänge hinaus auch eine Veränderung im Sinne einer Erweiterung von Denk- und Handlungsspielräumen für das Subjekt („Spielraumerweiterung“ sensu Herzog 1984, 315) ermöglichen, und das heißt zu allererst einmal von einem intentionalen und konstruktiven Subjekt ausgehen.
- Eine so konzipierte Wissenspsychologie sollte schließlich die explizite und rationale Kritik an spezifischen Bedeutungsformen und der sie bedingenden sozialen Faktoren ermöglichen (Ideologiekritik).

3. Für eine ideologiekritische Konzeption der Wissenspsychologie

3.1. *Wissenspsychologie in Parallelität und Abgrenzung zur Wissenssoziologie*

Einen ersten Versuch, eine Wissenspsychologie zu konzipieren, die in der Lage wäre, diese Forderungen zumindest partiell zu erfüllen, unternahm Groeben (1974) mit der Bestimmung der Wissenspsychologie in Parallelität und Abgrenzung zur Wissenssoziologie. „Eine *Gegenstandsabgrenzung*“ (zwischen den beiden Disziplinen) „wird möglich, wenn man die beiden Hauptdimensionen von Wissenssoziologie und -psychologie gegeneinander variiert und kombiniert: Die Dimension des Reflexionsinhalts und seiner Bedingtheit; in beiden Dimensionen können soziale bzw. psychische Variablen thematisch sein“ (o.c., 76):

BEDINGTHEIT	REFLEXIONSBEZUG	
sozial sozial	Soziales Psychisches	WISSENS- SOZIOLOGIE
psychisch psychisch	Soziales Psychisches	WISSENS- PSYCHOLOGIE

(nach: Groeben 1974, 77)

Das heißt: Groeben bestimmt Wissenspsychologie insofern *in Parallelität* zur Wissenssoziologie, als er für beide Disziplinen das Gesamt der (alltäglichen) Vorstellungen, Reflexionen, das Wissen von Personen über sich selbst, über die Gesellschaft und über ihre Einbettung in dieser, als Gegenstand ansetzt. Dabei ist es für die Gegenstandskonstituierung zunächst unerheblich, ob es sich dabei um (im Durkheim'schen Sinne) individuelle oder kollektive Vorstellungen handelt. Entscheidend ist der ‚Reflexionsbezug‘, also der Inhalt, die Referenz des menschlichen Denkens, und die ist für beide Disziplinen (soweit) als identisch anzusetzen. Demgegenüber bestimmt er Wissenspsychologie *in Abgrenzung* zur Wissenssoziologie, indem er darauf hinweist, daß für beide Disziplinen jeweils unterschiedliche Bedingtheitsvariablen, d.h. verschiedene anteze-dente Bedingungen, thematisch und von Interesse sind: Während die Wissenssoziologie Wissen in Abhängigkeit von sozialen Faktoren untersucht, geht es der Wissenspsychologie um eben dieses Wissen in seiner Abhängigkeit von psychischen Faktoren.

Ich möchte diesen Ansatz hier weiterentwickeln, indem ich eine genauere inhaltliche Bestimmung wissenspsychologischer Aufgabenstellungen vornehme. Diese erscheint mir vor allem vor dem Hintergrund der Unzulänglichkeiten bzw. Unvollständigkeiten wissenssoziologischer Perspektiven sinnvoll, wobei ich zwei dieser Unvollständigkeiten hier für relevant halte. Dies betrifft zum einen den zu großen ‚Erklärungsabstand‘ zwischen den Variablen, die auf der einen Seite die sozialen Bedingungen, und denen, die auf der anderen Seite das bedingte Wissen bzw. Bewußtsein erfassen sollen. Der Nachweis der (Mit-)Determiniertheit letzterer (als abhängige Variablen) von ersteren (als unabhängige Variablen) bedarf sehr weitreichender Hypothesen, die – wegen der zahlreichen dazwischenliegenden Vermittlungsstufen (technisch: Variablen) und der daraus zwangsläufig folgenden zahlreichen alternativen Erklärungsmöglichkeiten – nur sehr schwierig empirisch überprüfbar sein dürften (vgl. dazu das DOTAV-Beispiel im Beitrag von Günther in diesem Band). Daraus ergibt sich aber: Will man Wissenssoziologie im Rahmen einer sich als empirisch verstehenden Sozialwissenschaft betreiben, so ist es notwendig, die ‚Erklärungslücke‘ zwischen den Antezedens- und den Sukzedensbedingungen mit solchen Variablen ‚aufzufüllen‘, die an der Umsetzung, d.h. psychischen Verarbeitung, dieser ‚Sozial‘- in ‚Wissensvariablen‘ beteiligt sind. Dies aber sind aller Voraussicht nach individuelle Strukturen, Prozesse, allgemein Variablen, wie etwa Wahrnehmungs- und Verarbeitungsschemata, Vorkenntnisse, aber auch Bedürfnisse, Motive, Werte, etc. Und diese liegen – als inter- und intraindividuell unterschiedliche Phänomene – weitgehend außerhalb des soziologischen Gegenstandsbereichs.

Damit einher geht auch das zweite Defizit der Wissenssoziologie, welches ebenfalls aus deren notwendiger Beschränkung auf überindividuelle Phänomene resultiert. Aufgrund dieser Notwendigkeit ist die Wissenssoziologie gezwungen, nicht nur von individuellen Leistungen zu abstrahieren, sondern diese – z.B. als Abweichung von der sozialen Gesetzmäßigkeit auftretende – Leistungen zu übersehen bzw. statistisch der sogenannten ‚Fehlervarianz‘ zuzuschlagen.

Nun ist es natürlich eine Frage des Forschungsinteresses und des spezifischen Gegenstandes, ob diese an sozialen, d.h. überindividuellen Phänomenen ansetzende (soziologische) Vorgehensweise gerechtfertigt, d.h. ausreichend ist, oder ob sie nicht besser durch eine psychologische zu ergänzen bzw. zu erweitern wäre. Und letzteres trifft m.E. für den Bereich menschlichen Wissens bzw. Bewußtseins zu. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen:

Folgt man den Ergebnissen der an sozialen Gruppen ansetzenden ideologiekritischen ‚Trivialliteratur‘-Forschung, so gibt es einen eindeutigen Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zur sozialen Unterschicht und der Rezeption von ‚Trivialliteratur‘. Erklärt wird dieser Zusammenhang gewöhnlich über schichtspezifisch unterschiedliche Sozialisationsmuster, die zu (in gleicher Weise) schichtspezifisch unterschiedlichen Lesemotiven führen, welche sich schließlich im ‚Trivialliteratur‘-Konsum manifestieren (vgl. im Überblick: Groeben & Vorderer 1986). Innerhalb dieser Argumentationsstruktur werden nun aber Reduktionismen deutlich, die aus der (notwendig) soziologischen Ausrichtung dieser Leserforschung folgen: So ist es im Rahmen dieses Ansatzes nicht möglich, schichtuntypisches Lesen zu erklären, d.h. also ein individuelles Leseverhalten, das sich nicht mit der in der jeweiligen Sozialschicht gültigen (Lese-)Norm deckt. Damit aber wird auch die Perspektive auf individuelles, die sozialen Gegebenheiten partiell relativierendes (und langfristig u. U. auch veränderndes) Handeln verstellt. Das heißt dann auch, daß mit diesem Ansatz die Betrachtung von ‚Trivialliteratur‘-Rezeption aus Gründen, die nicht mit der Schichtzugehörigkeit in Zusammenhang stehen, sondern vorwiegend individuell-persönliche Ursachen haben, nicht möglich ist.

Diese kurzen Hinweise mögen genügen, um zu verdeutlichen, inwiefern sich eine inhaltliche Bestimmung wissenspsychologischer Aufgabenbereiche auch aufgrund der nicht ausreichenden Antwortperspektiven der Wissenssoziologie andeutet. Von hier aus scheinen mir nun Perspektiven für eine ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie erkennbar.

3.2. Perspektiven einer ideologiekritischen Konzeption von Wissenspsychologie

Als Ausgangspunkt für eine solche Skizze von einer künftig möglichen ideologiekritischen Wissenspsychologie wähle ich unter Bezugnahme auf den *Bewertungsaspekt* die Intention, in der Wissenspsychologie m.E. zu konzipieren und zu verfolgen wäre. Und zwar sehe ich diese Intention im Hinausgehen über die rein deskriptivistische Abbildung bestehender Strukturen und Zusammenhänge (von Wissensprozessen) in Richtung auch auf präskriptive Aussagen, um damit zu einer – insbesondere anti-ideologischen – (Kognitions-)Kritik und letztlich auch zu einer Veränderung derartiger Kognitionen zu kommen. Ich schließe mich insofern der Forderung Herzogs (1984) an, der als Aufgabenbereiche psychologischer Forschung die Aufklärung desjenigen ‚Spielraums‘ ansetzt, der dem Individuum zwischen Festgelegtheit und Autonomie bleibt: „Eine reflexive Psychologie hat sowohl die Grenzen des Selbstverstehens von Individuen zu ergründen, als auch die Möglichkeit, diese Grenzen aufzulösen bzw. hinauszuschieben und dadurch dem Individuum einen breiteren Bereich des ‚wahren‘ Bewußtseins über sich selbst und sein Verhalten zu verschaffen“

(o.c., 315). Statt also bei der Analyse bewußtseins*beschränkender* (beispielsweise ideologischer, realitätsinadäquater, wahrnehmungsverzerrender etc.) Faktoren zu verbleiben, rückt diese Positionsbestimmung einer künftigen Wissenspsychologie auch bewußtseins*entgrenzende* Möglichkeiten in den Mittelpunkt des Interesses. Theoretische Voraussetzung einer solchen – wie Herzog sie nennt – ‚reflexiven Psychologie‘ ist aber die Annahme eines intentionalen, reflexions- und handlungsfähigen Subjekts, da nur dieses einen gegebenen Spielraum verändern, d.h. in seiner Begrenztheit erkennen (Ideologiekritik im negativen Sinne) und schließlich u. U. auch erweitern kann (Ideologiekritik im positiven Sinne). Dabei erscheint es mir von sekundärer Bedeutung, ob man mit Herzog (o.c.) vom ‚Menschen als Potenz‘ oder mit Groeben (1986) bzw. Groeben & Scheele (1977) von einem ‚Epistemologischen Subjektmodell‘ spricht: Zentral dabei ist – und darin stimmen beide Modelle überein –, die Kompetenz des Subjekts zu intentionalem Verhalten (Handeln) in Richtung auf Veränderung von Bestehendem weder theoretisch noch forschungspraktisch auszuschließen, sondern sie konstitutiv in der theoretischen Konzeption von Wissenspsychologie zu verankern. Dies aber erscheint insbesondere im Hinblick auf die zahlreichen Implikationen metatheoretischer Orientierungen (vgl. o. 1.2.) wesentlich besser im Rahmen eines handlungstheoretischen Sprachspiels realisierbar, da dieses explizit auch die ‚Sicht von innen‘, d.h. die Perspektive des Subjekts (als Erkenntnis-, Objekt‘) mit einbezieht (vgl. beispielsweise Werbik 1978, von Cranach et al. 1980). Das bedeutet: Eine ideologiekritische und nicht-reduktionistische Wissenspsychologie, wie ich sie hier skizzieren will, sollte das systemtheoretische Sprachspiel durch ein handlungstheoretisches ersetzen und dabei von einem reflexiven und intentionalen Subjekt ausgehen.

Darüber hinaus erscheint die Übernahme eines solchen Subjektmodells in die Wissenspsychologie aber auch hinsichtlich des *Inhaltsaspekts* sinnvoll, da einer der bisherigen Forschungsschwerpunkte im Rahmen der handlungstheoretischen Subjektmodellkonzeption die Erhebung sogenannter ‘Subjektiver Theorien’ ist (vgl. Groeben et al. 1988). Mit dem Terminus der ‘Subjektiven Theorie’ werden Phänomene bezeichnet, wie ich sie unter 2. als notwendige Erweiterungen des Gegenstands der Wissenspsychologie postuliert habe, nämlich Kognitionen, Überzeugungen, Einstellungen etc. in ihrer ganz spezifischen Bedeutung für den Kognizierenden und in ihrem Zusammenhang mit den Intentionen und Handlungen des einzelnen. Die im Rahmen dieser Forschungsrichtung entwickelten und eingesetzten Methoden erlauben gerade keine Abbildung subjektiver Selbst- und Weltansichten als isolierte Wissensbestände, sondern zielen auf umfassendere und komplexere Wissens- und

Überzeugungssysteme, so daß der Zusammenhang mit Intentionen, Bedeutungen, Sinnaspekten etc. unvermeidbar ist (vgl. Groeben 1986). Mit der Berücksichtigung der Sinnfrage wird aber gleichzeitig (und gewollt) die Einbeziehung von Verstehens- und Interpretationsprozessen auf Seiten der Forscher notwendig, die Scheele & Groeben (1984) über die Etablierung des dialog-konsentheoretischen Wahrheitskriteriums in der empirischen Psychologie zu realisieren suchen (vgl. ausführlicher Scheele & Groeben 1984). Und dies entspricht der unter 2. explizierten Forderung nach Einbeziehung von Verstehensprozessen in die Forschungspraxis, um damit auch komplexere, individuell differenzierte und nicht ausschließlich ‚von außen‘ rekonstruierbare Phänomene (hier: Wissensinhalte, -prozesse und deren Bedeutung für das Subjekt) wissenspsychologisch untersuchen zu können.

Was den *Geneseaspekt* betrifft, die Frage also nach den Bedingungen und der Bedingtheit menschlichen Wissens (auch und gerade als Voraussetzung für die angesprochene partielle Überwindung dieser Bedingtheiten), so hätte eine ideologiekritische Wissenspsychologie im Hinblick auf die bisherigen Forschungsergebnisse der Wissenssoziologie und Sozialpsychologie m.E. von drei Einflüssebenen auszugehen:

1. Von der Ebene individueller, im weitesten Sinne wissens- bzw. persönlichkeitsimmanenter Bedingungen, wie z.B. dem Einfluß von Hypothesen, Einstellungen, Motiven, aber auch Emotionen, Stimmungen etc. auf Struktur und Verlauf von Wissen(sprozessen). Als Beispiel etwa für die Bedeutung des Einflusses von Stimmungen (moods) mag der Hinweis auf die Forschungen von Isen und Mitarbeitern (Isen 1984; Isen & Daubman 1984) genügen, die zeigen konnten, daß nicht nur extreme und spezifische emotionale Zustände das Denken beeinflussen, sondern bereits latente, unspezifische Stimmungen einen erheblichen Einfluß darauf haben, welche Informationen vom einzelnen wie aufgenommen, verarbeitet, behalten etc. werden.

Diese – gerade auch von der gegenwärtigen Wissenspsychologie thematisierten – Bedingungen von Wissen(sprozessen) bedürfen m.E. ebenso im Hinblick auf wissenssoziologische Ergebnisse weitergehender Erforschung, um jene ausschließlich an sozialen Gruppen ansetzenden Arbeiten individuell auszu-differenzieren und damit auch (Veränderungs-)Perspektiven für schicht- oder klassenabhängige Modi der Informationsverarbeitung zu eröffnen.

2. Von der Ebene sozialer, wissenstranszendenter Bedingungen, d.h. vor allem vom historisch-sozialen Kontext, in dem die Menschen leben. Dazu gehören etwa der Einfluß von Schicht- bzw. Klassenzugehörigkeit auf die

Verfügbarkeit von und den Zugang zu Informationen, die Behandlung von Informationen in einer Gesellschaft generell etc. Es handelt sich also hierbei um die Analyseebene der Wissenssoziologie, die im hier vorgeschlagenen Kontext insofern den Hintergrund wissenspsychologischer Fragestellungen absteckt, als individuelle Bedingtheiten von Wissen ja immer auch unter Einfluß jener sozialen Bedingungen sich entwickeln und realisieren.

3. Von der Ebene vermittelnder Prozesse, d.h. der individuellen Verarbeitung (Ebene 1) von sozialen, überindividuellen Einflußkomplexen (Ebene 2) infolge von Gruppenzugehörigkeiten, Einfluß von Gruppen (Eltern, peers) etc. Diese – wenn man so will – sozialpsychologische Ebene erscheint mir als paradigmatisch für eine ideologiekritische Wissenspsychologie und gleichzeitig am fruchtbarsten für künftige Forschungen: indem sie nämlich auf der einen Seite an der Ebene sozialer Bedingungen anknüpft und dabei der historisch-sozialen Bedingtheit allen menschlichen Wissens Rechnung trägt, und auf der anderen Seite die genuin psychologische Fragestellung, nämlich die nach der individuellen Verarbeitung dieser Einflüsse, in den Mittelpunkt stellt. Eine Vorgehensweise, die dem entspricht, was unter 3.1. als notwendige Verringerung des Erklärungsabstandes (hier: zwischen sozialen und individuellen Größen) bezeichnet wurde.

Ein Beispiel für eine solche Vorgehensweise liefert der Beitrag von Sommer & Vorderer (in diesem Band), in dem aus dem (wissens-)soziologischen Konzept der Entfremdung und Verdinglichung auf das (wissens-)psychologische Konstrukt ‚Egotismus‘ geschlossen wird, um dieses für eine sprachpsychologische Untersuchung fruchtbar zu machen.

Damit wird sichtbar, inwieweit die hier skizzierte Konzeption von Wissenspsychologie mit der -soziologie interdisziplinär zu verschränken ist: Die Wissenssoziologie liefert vor allem hinsichtlich des *Geneseaspekts* von Wissen wertvolle theoretische Konzepte und empirische Ergebnisse, die gleichwohl unter Rückgriff auf psychologische Analysen weiter zu verfolgen und d.h. vor allem interindividuell ausdifferenzieren wären.

Gleichzeitig kann dadurch auch der bisherige Stand der Wissenssoziologie weitergeführt werden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Disziplin aufgrund ihrer Beschränkung auf überindividuelle Phänomene bislang auf eine Konzeptualisierung sukzedenter Faktoren des Wissens, also des *Wirkungsaspekts*, weitgehend verzichtet hat. Inwiefern gerade die psychologische Forschung einen Beitrag leisten kann, den Gegenstand Wissen auch in seiner Wirkungsdimension zu erfassen, will ich abschließend (unter 4.) anhand eines

Anwendungsbeispiels für die hier skizzierte ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie aufzeigen.

Soweit sollte auf jeden Fall deutlich geworden sein, daß mit dem Terminus der *ideologiekritischen Wissenspsychologie* eine Ideologiekritik im konstruktiven Sinne gemeint ist, d.h. zusammengefaßt, eine Wissenspsychologie, die es erlaubt,

1. den Gegenstand Wissen möglichst unverkürzt, also insbesondere auch unter Einbeziehung der ‚Sicht von innen‘ abzubilden,
2. die Bedingungen dieses Wissens auf unterschiedlichen Analyseebenen zu konzeptualisieren, und zwar ausgehend von der Ebene sozialer über vermittelnde bis hin zu individuellen Faktoren, sowie
3. diese dabei gewonnenen Erkenntnisse über den Inhalt und die Bedingtheit menschlichen Wissens nutzbar zu machen für eine Kognitionskritik (der Inhalte) als Voraussetzung einer partiellen Überwindung dieser Bedingtheit.

Damit könnte der gegenwärtig aktuellen Wissenspsychologie eine Alternative gegenübergestellt werden, die sich

- am semantischen Gehalt von Wissen,
- an der Intentionalität wissender Subjekte, sowie
- an der Perspektive von Ideologie- qua Kognitionskritik orientiert.

Eine in dieser Form ausgearbeitete Wissenspsychologie wäre m.E. schließlich auch von emanzipatorischer Relevanz (sensu Holzkamp 1972). Denn die Bedingung der Möglichkeit für den Entwurf künftiger menschlicher Entwicklungen (vgl. Groeben 1986) hängt auch ab von der Kenntnis der sozialen wie individuellen Bedingtheit des Bewußtseins. Es geht also um die Entwicklung einer psychologischen Disziplin, die durchaus in der Lage sein könnte, zur „Selbstaufklärung des Menschen über seine gesellschaftlichen und sozialen Abhängigkeiten“ beizutragen, „und so die Voraussetzungen dafür“ zu „schaffen hilft, daß der Mensch durch Lösung von diesen Abhängigkeiten seine Lage verbessern kann“ (Holzkamp 1972, 32).

4. Anwendungsbeispiel: Rezeption und Wirkung literarischer Texte

Die somit skizzierte ideologiekritische Konzeption von Wissenspsychologie auf die Anwendungsmöglichkeit ‚Rezeption und Wirkung literarischer Texte‘

zu beziehen, bietet sich aus zumindest zwei Gründen an: zum einen, weil es damit möglich wird, auch sukzedente Wissensfaktoren einzubeziehen, und zum anderen, weil in der originär mit literarischen Texten befaßten (Literatur-)Wissenschaft der Leser (qua rezipierendes Bewußtsein) einen immer zentraler werdenden Stellenwert einnimmt.

Dies gilt vor allem für die sogenannte Rezeptionsästhetik (vgl. Iser 1971; 1972; 1976; Jauß 1972) und die Empirische Literaturwissenschaft (Groebe 1980; Schmidt 1980/82), die übereinstimmend davon ausgehen, daß das rezipierende Bewußtsein konstitutive Relevanz für den Gegenstand ‚literarischer Text‘ besitzt. Diese Annahme gründet sich vor allem auf die in der neueren Ästhetik formulierten Konzepte von der ‚Offenheit des Kunstwerks‘ (Eco 1973), die sich in einer Polyvalenz der Textbedeutung manifestiert (vgl. Groebe 1980). Während dieser gemeinsame Ausgangspunkt innerhalb der Rezeptionsästhetik allerdings zu keinen weitergehenden methodologischen Konsequenzen geführt hat, zielt die empirische Erhebung von Rezeptionsprozessen im Rahmen der Empirischen Literaturwissenschaft auch auf die methodische Realisierung dieser Betrachtungsweise, indem sie die (empirisch zu erhebenden) ‚Konkretisationen‘ des Lesers als Textbedeutung ansetzt.

Deshalb soll im folgenden aus den zahlreichen Anwendungsmöglichkeiten der Wissenspsychologie für den Gegenstand ‚literarische Texte‘ auch lediglich auf den ‚gesellschaftlichen Handlungsbereich Rezeption‘ (Schmidt 1980/82) eingegangen werden; Möglichkeiten der wissenspsychologischen Differenzierung produktions- und autorpsychologischer Fragen bleiben an dieser Stelle ausgeklammert. Für die Rezeption (inklusive Wirkung) erscheint eine wissenspsychologische Fundierung auch deshalb umso dringlicher, da dies wohl der Bereich literaturpsychologischer Fragestellung ist, über den derzeit noch am wenigsten (empirisch-)psychologische Kenntnisse vorliegen. Dieses Erkenntnisdefizit hängt m.E. außer mit der lange Zeit vorherrschenden werkimmanenten Betrachtungsweise innerhalb der Literaturwissenschaft vor allem auch mit der fast ausschließlich soziologischen Orientierung der Lese(r)forschung in den letzten Jahren zusammen. Letztere hat zwar auf der (Beobachtungs-)Ebene sozialer Gruppen zu einem umfangreichen Wissensbestand über Lesen als gesellschaftliches Phänomen, nicht aber als individuelle Handlung geführt (vgl. oben das Beispiel zur ‚Trivialliteratur‘-Rezeption).

Die Hauptaufgabe einer Wissenspsychologie im Bereich literarischer Texte bestünde deshalb m.E. zukünftig vor allem in der Formulierung und Überprüfung von Hypothesen über die Rezeption und Wirkung literarischer Texte durch den bzw. beim Leser. Eine derartige Forschung hätte dann allerdings – entsprechend dem oben Explizierten – nicht nur kognitive Verarbeitungspro-

zesse im engeren Sinne zum Gegenstand, sondern damit zusammenhängend auch emotionale, motivationale und sogar konative.

4.1. *Konzeptualisierung sukzedenter Wissenskomponenten: Utopie als wissenspsychologisches Modell*

Ich möchte im folgenden ein Modell zur theoretischen Konzeptualisierung sukzedenter Wissenskomponenten (Wirkungen) vorschlagen, um damit zweierlei deutlich zu machen: Erstens geht es mir um den Nachweis, daß literarische Rezeptions- und Wirkungsprozesse (als konkretes Beispiel für allgemeine Wissensprozesse) auch im Rahmen eines übergeordneten wissenspsychologischen Modells rekonstruierbar sind, vor dessen Hintergrund dann auch präskriptive Aussagen über die entsprechenden Kognitionen möglich werden (vgl. die Einleitung von Groeben in diesem Band). Zum anderen will ich abschließend (unter 4.2.) auf die Einsatzmöglichkeiten der in diesem Band thematischen inhaltsanalytischen Methoden für die Rekonstruktion von Wissensprozessen (auch und gerade im Rahmen derartiger Modellkonzeptionen) hinweisen.

Die Modellskizze setzt an der Charakterisierung literarischer Werke als *Utopie* an, die sich innerhalb der Literaturwissenschaft entweder auf Literatur ganz global bezieht (vgl. Ueding 1978; Schmidt 1978) oder aber spezifischer auf moderne Literatur, die von Fügen (1970) als „gesellschaftsabgewandt“ beschrieben wurde. Groeben (1974) hat diese Gesellschaftsabgewandtheit als „*utopische Funktion moderner Literatur*“ präzisiert, die sich vor allem in der Destruktion bekannter Bedeutungskontexte (beim Leser) manifestiert. Das heißt: Während klassische Literatur altbekannte und eingespielte *Bedeutungszusammenhänge* (des Lesers) eher verstärkt hat, versucht die moderne Literatur diese gerade aufzubrechen und damit zu zerstören. Damit wird (auch durch die stärkere Gewichtung formaler Aspekte) Raum geschaffen für neue, vom Leser zu generierende Sinnstrukturen. Mit diesem Prinzip der Potentialität ermöglicht moderne Literatur dem Rezipienten ein Denken, welches „gerade nicht von (eventuell gesellschaftlich vermittelten) gemeinsamen Vorstellungen ausgeht“ (Krysmanski 1963, 11), da dieser durch das Lesen neue, individuell-eigene Vorstellungen generieren kann und soll. Ein solches Denken läßt sich entsprechend dem wissenssoziologischen Verständnis von Utopie (vgl. Mannheim 1929; Krysmanski 1963) als utopisch bezeichnen, weil es gerade nicht in Übereinstimmung mit bekannten und gesellschaftlich weitgehend anerkannten Bedeutungszusammenhängen steht. Das heißt: Das Uto-

pische liegt – wenn man die Subjektmodellkonzeption der Rezeptionsästhetik bzw. der Empirischen Literaturwissenschaft ernst nimmt – nicht ausschließlich im Text, sondern auch im Bewußtsein des Lesers, und zwar aufgrund potentiell sinngenerierender Rezeptionsleistungen desselben. Damit wird der Utopiebegriff (in diesem Zusammenhang) zu einem mehrstelligen Relationsbegriff, der sowohl den Text als auch den Leser einbezieht. Das heißt, daß ein Text nicht mehr ‚an sich‘ utopisch sein kann, sondern nur dann als ein solcher zu beschreiben ist, wenn er die genannten Rezeptionen nicht nur theoretisch zuläßt, sondern auch praktisch (empirisch) ermöglicht.

Utopie stellt also ein Konzept zur Beschreibung bestimmter Bewußtseinsinhalte und -strukturen dar, die (unter anderem) Folge bzw. Wirkung von literarischen (allgemein: ästhetischen) Rezeptionsprozessen sein können. Da es sich aber bei den mit diesem Konzept zu beschreibenden Wissens- und Denkstrukturen insofern um „unangepaßte“ (Krysmanski, o.c.) handelt, als deren Inhalte eben in Widerspruch zu den gemeinsamen Vorstellungen (etwa innerhalb einer Gesellschaft oder einer sozialen Bezugsgruppe) stehen, sind sie „wissenssoziologisch nur negativ“ zu bestimmen (Krysmanski, o.c., 3). Analog dem unter 3. Explizierten wäre das Konzept der Utopie damit primär als *wissenspsychologisches* brauchbar, d.h. zur Abbildung *individueller* Wirkungsprozesse. Mit anderen Worten: Utopie beschreibt (im hier thematischen Zusammenhang) weniger eine spezifische Art von Literatur, als vielmehr eine individuelle, weil unangepaßte Denkhaltung, die durch die Rezeption (moderner) Literatur ermöglicht werden kann.

Das *wissenssoziologische* Interesse dürfte sich in diesem Kontext vor allem auf die sozialen Rahmenbedingungen einer solchen Denkhaltung beziehen, also auf soziostrukturelle Bedingungen etwa, die ein solches Denken ermöglichen, fördern, verhindern etc.

Vor dem Hintergrund einer solchen möglichen Zuordnung konkreter Wissensprozesse zu einem bestimmten wissenspsychologischen Modell lassen sich diese nun – im vorliegenden konkreten Fall beispielsweise in Abgrenzung von ideologischen Wissensprozessen (vgl. dazu Neusüss 1986) – entsprechend auch normativ positiv auszeichnen. Voraussetzung dafür wäre allerdings ein Methodeninstrumentarium, das es erlaubt, konkret vorfindbare Kognitionen als entweder utopisch oder ideologisch zu klassifizieren.

Daß die Inhaltsanalyse – unter gewissen Voraussetzungen – ein solches Instrumentarium zur Verfügung stellt, will ich abschließend (unter 4.2.) kurz aufzeigen.

4.2. *Möglichkeiten inhaltsanalytischer Methoden für die Klassifizierung und Bewertung literarischer Rezeptions- und Wirkungsprozesse*

Als zentrale Voraussetzung für den Einsatz von (bei Groeben (1986) so bezeichneten) monolog-hermeneutischen Verfahren wie beispielsweise der Inhaltsanalyse (d.h. solcher Verfahren, bei denen die notwendigen Verstehensleistungen über die Intersubjektivität der Wissenschaftler und damit ohne weitere Kommunikation mit den befragten Erkenntnis-, Objekten' realisiert wird; vgl. ausführlicher Groeben 1986, 140ff.) wurde bislang (beispielsweise von Groeben (1980)) die sogenannte ‚Autor-Leser-Homologie‘ (sensu Waldmann 1976) angesetzt. Das heißt: eine so geringe Ausprägung des Spielraums (gleich Unbestimmtheits-) Faktors bei dem zu analysierenden literarischen Text, daß man von einer weitergehenden Übereinstimmung zwischen dem theoretisch rekonstruierten Textsinn und der vom Rezipienten konkretisierten Textbedeutung ausgehen konnte (vgl. ausführlicher Groeben 1980, 86ff.). Als paradigmatischer Fall für derartige Texte galt seither insbesondere die sogenannte Trivalliteratur. Bei deren Analyse begnügte sich die ideologiekritische ‚Trivalliteratur‘-Forschung entsprechend häufig mit der contentanalytischen Beschreibung der Texte, um von da aus auch Aussagen über die Rezeption und Wirkung derselben zu treffen (zur Kritik daran: Groeben 1980; Groeben & Vorderer 1986).

Die verschiedenen Beiträge des vorliegenden Bandes zeigen, inwieweit derartige (Rück-)Schlüsse als methodologisch legitim oder als überzogen und unzulässig zu bewerten sind. Im Rahmen der in den einzelnen Beiträgen angeführten Untersuchungsbeispiele hat sich gezeigt, daß die inhaltsanalytischen Ergebnisse in der Regel allenfalls als Hypothesen über außertextuelle Merkmale (Intention, Rezeption, Wirkung) anzusetzen sind, die auf jeden Fall empirisch zu überprüfen wären. Bei diesen empirischen Überprüfungen zeigt(e) sich dann nicht selten, daß von einer Autor-Leser-Homologie häufig nicht die Rede sein kann, sondern daß der Text vielmehr als Rezeptionsangebot aufgefaßt werden sollte, welches inter- wie intraindividuell unterschiedlich rezipiert wird und entsprechend auch zu unterschiedlichen Wirkungen führt (vgl. hierzu vor allem den Beitrag von Marlange & Vorderer). Darüber hinaus sind die dabei stattfindenden Rezeptions- und Wirkungsprozesse häufig selbst wiederum so polyvalent und individuell, daß sich eine Rekonstruktion derselben ‚von außen‘, also unter Verzicht auf die (interpretierende) Innensicht des Lesers und ‚indirekt‘, also über die Analyse des Textes, unter methodologischen Gesichtspunkten verbietet. Damit aber wird

die Einbeziehung des Lesers in die Untersuchung seiner Rezeption (und Wirkung) unumgänglich, und dies bedeutet entweder den Einsatz dialog-hermeneutischer Verfahren anstelle ausschließlich monolog-hermeneutischer oder aber den Einsatz der Inhaltsanalyse zur Klassifizierung von Rezipientenäußerungen (über deren Rezeption und Wirkung).

Im Falle des Einsatzes dialog-hermeneutischer Verfahren besteht das größte Problem darin, daß es in der *empirischen Psychologie* an solchen Methoden weitgehend fehlt. Als Ausnahme kann m.E. die sogenannte ‚Heidelberger Struktur-Ge-Technik‘ (Scheele & Groeben 1984) gelten, deren Brauchbarkeit, aber auch deren Grenzen, für die Erhebungen von Lektürewirkungen bereits demonstriert werden konnte(n) (Mandl & Ballstaedt 1985; Scheele & Groeben 1987). Für noch interessanter halte ich im vorliegenden Fall Kombinationen von Struktur-Ge-Technik (SLT) und Inhaltsanalyse, etwa dergestalt, daß erlebte Rezeptions- und Wirkungsprozesse mittels der SLT erhoben, dialog-konsensual abgesichert und abschließend mit denen anderer Rezipienten inhaltsanalytisch verglichen werden.

Setzt man die Inhaltsanalyse zur Klassifizierung bestimmter Rezipientenäußerungen (über deren Rezeptionswirkung) ein, so erfordert dies ein übergeordnetes theoretisches Modell, aus dem die inhaltsanalytischen Kategorien abzuleiten sind und vor dessen Hintergrund die Ergebnisse bewertet werden können. Ich habe versucht, mit dem unter 4.1. explizierten wissenspsychologischen Konzept der Utopie ein solches Modell zu skizzieren. In Gegenüberstellung zum Konzept der Ideologie (bzw. Ideologiekhaftigkeit; vgl. dazu den Beitrag von Sowarka in diesem Band) ließe sich damit – in Anlehnung an die Arbeiten von Krysmanski (1963), Ruyer (1986), Knebel (1973) u.a. – eine Ableitung für ein polares Kategoriensystem mit den folgenden (beispielhaft genannten) Kategorien ausarbeiten:

utopisch	ideologisch
Frei-Denken von aktuellen Wirklichkeitsbezügen	Fest-Denken an aktuelle Wirklichkeitsbezüge
Sich selbst verunsicherndes Denken	Sich selbst versicherndes Denken
Kognitives Experimentieren	Kognitives Bestätigen
Kritisch-fortschrittliche Lösung subjektiver Falsifikationskrisen	Konservativ-dogmatische oder repressiv-regressive Lösung subjektiver Falsifikationskrisen

5. Ausblick

Damit sollte in groben Zügen die Fruchtbarkeit einer ideologiekritischen Wissenspsychologie in Verbindung mit inhaltsanalytischen Methoden generell und spezifisch für den Bereich literarischer Texte deutlich geworden sein. Daß die eingangs vorgestellte Auffassung von Wissenspsychologie dem nicht gerecht werden kann, ist offensichtlich.

Von einiger Relevanz dürfte dieser Ansatz allerdings auch für die Literaturwissenschaft sein: Deren Aussagen würden sich dann nicht mehr ausschließlich, bzw. zumindest nicht überwiegend, auf ‚Literatur für wenige‘ (zumeist für Literaturwissenschaftler) beziehen, sondern könnten sich mit dem sozialen wie individuellen Phänomen des Lesens vieler beschäftigen. Dabei ergäbe sich u.U. auch eine andere Beurteilung der sogenannten ‚Trivilliteratur‘, die als ‚Stiefkind‘ der Germanistik m.E. bis heute aufgrund der werkimmanenten Betrachtungsweise falsch eingeschätzt wird. Denn erst die Einbeziehung kognitiver wie auch emotionaler Prozesse beim Lesen kann den Blick öffnen für Lesemotive jenseits ideologischer Bestätigung, in denen sich Genuß- und Erkenntnismomente nicht zwangsläufig ausschließen müssen.

Literatur

- Aebli, H. 1981: Denken: Das Ordnen des Tuns, Bd. 2: Denkprozesse. Stuttgart
- Albert, H. 1968: Traktat über kritische Vernunft. Tübingen
- Anderson, J.R. et al. 1981: Acquisition of problem solving skill, in: Anderson, J.R. (ed): Cognitive skills and their acquisition. Hillsdale, 191-230
- Anderson, J. R. 1983: The architecture of cognition. Cambridge
- Anderson, J.R. & Bower, G.H. 1973: Human associative memory. Washington, D.C.
- Aust, H. 1983: Lesen. Überlegungen zum sprachlichen Verstehen. Tübingen
- Berger, P. & Luckmann, T. 1980: Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt
- Brandtstädter, J. & Montada, L. 1977: Erziehungsleitende Implikationen der Erziehungsstilforschung, Trierer Psychologische Berichte 4,2
- Cranach, M.v. et al. 1980: Zielgerichtetes Handeln. Bern
- Dörner, D. 1976: Problemlösung als Informationsverarbeitung. Stuttgart
- Duncker, K. 1935: Zur Psychologie des produktiven Denkens. Berlin
- Ebbinghaus, H. 1885: Über das Gedächtnis. Leipzig

- Eco, U. 1973: Das offene Kunstwerk. Frankfurt
- Feldmann, K. 1979: MEAP – Eine Methode zur Erfassung der Alltagstheorien von Professionellen, in: Schön, B. & Hurrelmann, K. (eds): Schulalltag und Empirie. Neuere Ansätze in der schulischen und beruflichen Sozialisationsforschung. Weinheim, 105-122
- Fügen, H.N. 1970: Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden. Bonn
- Groeben, N. 1974: Wissenspsychologische Dimensionen der Rezeptionsforschung, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 15, 61-79
- Groeben, N. 1980: Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Tübingen
- Groeben, N. 1986: Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie. Tübingen
- Groeben, N. & Scheele, B. 1977: Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt
- Groeben, N. & Vorderer, P. 1986: Empirische Literaturpsychologie, in: Langner, R. (ed): Psychologie der Literatur. Weinheim, 105-143
- Groeben, N. et al. 1988: Das reflexive Subjekt – Ein Grundriß des Forschungsprogramms ‚Subjektive Theorien‘. In Vorbereitung
- Herrmann, T. 1982: Über begriffliche Schwächen kognitivistischer Kognitionstheorien: Begriffsinflation und Akteur-System-Kontamination, Zeitschrift für Sprache und Kognition 1, 3-14
- Herrmann, T. 1986: Was ist das ‚Psychologische‘ an psychologischen Theorien? Arbeiten der Forschungsgruppe Sprache und Kognition am Lehrstuhl Psychologie III der Universität Mannheim. Bericht Nr. 36
- Herzog, W. 1984: Modell und Theorie in der Psychologie. Göttingen
- Holzkamp, K. 1972: Kritische Psychologie. Frankfurt
- Hoppe-Graff, S. 1984: Verstehen als kognitiver Prozeß. Psychologische Ansätze und Beiträge zum Textverstehen, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 55, 10-37
- Isen, A. 1984: Toward understanding the role of affect in cognition, in: Wyer, R. & Srull, S. (eds): Handbook of Social Cognition. Hillsdale, 174-236
- Isen, A.M. & Daubman, K.A. 1984: The influence of affect on categorization, Journal of Personality and Social Psychology, 47, 6, 1206-1217
- Iser, W. 1971: Die Appellstruktur der Texte. Konstanz
- Iser, W. 1972: Der implizite Leser. München
- Iser, W. 1976: Der Akt des Lesens. München
- Jauß, H.R. 1972: Kleine Apologie der ästhetischen Erfahrung. Konstanz
- Kluwe, R. & Spada, H. 1981: Wissen und seine Veränderung. Einige psychologische Beschreibungsansätze, in: Foppa, K. & Groner, R. (eds): Kognitive Strukturen und ihre Entwicklung. Bern, 284-327
- Köhler, W. 1929: Gestalt psychology. New York
- Knebel, H.J. 1973: Metatheoretische Einführung in die Soziologie. München
- Krysmanski, H.J. 1963: Die utopische Methode. Köln
- Luhmann, N. 1980: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Frankfurt
- Lukács, G. 1968: Das Phänomen der Verdinglichung, in: Lukács, G.: Geschichte und Klassenbewußtsein. Darmstadt, 170-355

- Mandl, H. & Ballstaedt, S.-P. 1985: Assessment of concept-building in text comprehension, Paper presented at 'Symposium in memoriam Hermann Ebbinghaus', Berlin, July 1 to 6
- Mandl, H. & Spada, H. 1984: Antrag auf Einrichtung eines Schwerpunktprogramms 'Wissenspsychologie'. Tübingen
- Mannheim, K. 1929/1985: Ideologie und Utopie. Bonn
- Maturana, H.R. 1987: Kognition, in: Schmidt, S.J. (ed): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt, 89-118
- Meja, V. & Stehr, N. 1982: Zum Streit um die Wissenssoziologie, in: Meja, V. & Stehr, N. (eds): Der Streit um die Wissenssoziologie. Frankfurt, 11-23
- Merton, R.K. 1957: Social theory and social structure. Chicago
- Neusüss, A. 1986: Schwierigkeiten einer Soziologie des utopischen Denkens, in: Neusüss, A. (ed): Utopie. Begriff und Phänomen des Utopischen. Frankfurt, 13-112
- Norman, D.A. & Rumelhart, D.E. 1975: Explorations in cognition. San Francisco
- Parsons, T. 1961: An approach to the sociology of knowledge, Proceedings of the Fourth World Congress of Sociology, Bd. 4, 25ff.
- Pfister, H.-J. 1987: Handlungsfreiheit und Systemnotwendigkeit. Göttingen
- Ruyer, R. 1986: Die utopische Methode, in: Neusüss, A. (ed): Utopie. Frankfurt, 339-360
- Scheele, B. & Groeben, N. 1984: Die Heidelberger Struktur-Ge-Technik (SLT). Weinheim
- Scheele, B. & Groeben, N. 1987: Methodological aspects of illustrating the cognitive-reflective function of aesthetic communication: Employing a Structure-Formation Technique with readers of (positive) literary utopias, Poetics 15, 527-554
- Schmidt, B. 1978: Utopie ist keine Literaturgattung, in: Ueding, G. (ed): Literatur ist Utopie. Frankfurt, 17-44
- Schmidt, S.J. 1980/82: Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft. Band 1 & 2. Braunschweig
- Schmidt, S.J. 1987: Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: Schmidt, S.J. (ed): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt, 11-88
- Schütz, A. & Luckmann, T. 1979: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1. Frankfurt
- Searle, J.R. 1987: Geist, Hirn und Wissenschaft. Frankfurt
- Selz, O. 1913: Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs. Stuttgart
- Spada, H. et al. 1983: Wissensaufbau und Handlungsbewertung bei ökologischen Problemen. Arbeitsbericht. Freiburg
- Tergan, S.-O. 1986: Modelle der Wissensrepräsentation als Grundlage qualitativer Wissensdiagnostik. Opladen
- Topitsch, E. 1966: Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft. Neuwied
- Ueding, G. 1978: Literatur ist Utopie, in: Ueding, G. (ed): Literatur ist Utopie. Frankfurt, 7-14
- Waldmann, G. 1976: Kommunikationsästhetik I. Die Ideologie der Erzählform. München

Wertheimer, M. 1945: Productive thinking. New York

Weizenbaum, J. 1977: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt

Werbik, H. 1978: Handlungstheorien. Stuttgart

Wyer, R. & Srull, S. (eds): Handbook of Social Cognition. Hillsdale